

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 112.

Freitag, den 14. Mai 1909.

24. Jahrgang.

Käthe.

Roman von H. Courths-Mahler.

(2. Fortsetzung.)

Man hatte sie dann eine Weile allein im Zimmer stehen lassen. Bitterlich still in sich hineinweinend hatte sie sich in dem häßlichen, steifen Wohnzimmer umgesehen. Da war plötzlich die Tür nochmals geöffnet worden, und ein lang aufgeschossener Jüngling war eingetreten.

Große, tiefliegende graue Augen hatten erst erstaunt, dann mitleidig auf das weinende Kind geblickt. Er war zu ihr getreten und hatte freundlich ihr Haar gestreichelt. „Käthe, bist du die kleine Käthe?“

Sie hatte aufgehört zu weinen und energisch mit dem Kopf genickt.

„Ja, wer bist du denn?“

„Ich bin Helmut, der Sohn von Tante Amalie und Onkel Karl, also dein Cousin.“

„Aber du bist nicht so böse wie sie.“

Ein Schatten war über das lächelnde Jünglingsgesicht geflogen.

„Sie sind nicht böse, Käthe, nur ernst und streng, wie Eltern sein müssen.“

Sie hatte ungläubig den Kopf geschüttelt.

„Meine Eltern waren lieb, ach, so lieb und gut.“

Und sie weinte von neuem.

Da hatte er sie getröstet, ihr Geschichten erzählt und mit ihr gespielt.

Sein helles frisches Lachen war warm und herzlich durch den düsteren Raum geklungen. Da war Tante Amalie wieder eingetreten und hatte mit strengen Worten Helmut an seine Arbeit geschickt. Käthe mußte hinausgehen zu Lina, die schon damals Hausmädchen bei Rhodets war.

Das war ihr aber immer noch lieber, als wenn sie bei der kalt und starrblickenden Frau da drinnen hätte bleiben müssen.

Frau Amalie hatte ihre Not mit dem warmblütigen, lebhaften Kind. Es kostete wirklich viel Mühe, bis es in das Kalendarium eingeschachtelt war. Und Käthe konnte so gar nicht fassen, wie sich ein artiges, gehorsames Kind zu verhalten habe. Es gab manche Kämpfe mit der ungebärdigen kleinen Seele, bis sie zahm und still war.

Das Kind wäre vielleicht in dieser eisigen Atmosphäre zugrunde gegangen, wenn Helmut und Lina, die Magd, nicht gewesen wären. Die beiden waren gut zu dem Mädchen, aber nur verstoßen, wenn es Rhodets nicht merkten.

Aber schon im Jahr darauf verließ Helmut das Elternhaus, um nicht zurückzukehren. Seit der Zeit hatte Käthe kein frohes, herzliches Lachen in dem stillen Hause gehört. Helmut war ein gar wilder und ungesümmter Junge gewesen, der von seinem Vater wegen seiner „Anarten“ oft gezüchtigt worden war. Daß diese „Anarten“ der Ausfluß einer lebensstarken, feurigen Natur waren, das verstanden seine Eltern nicht. Sie verlangten in allen Dingen blinden Gehorsam. Sie wollten Helmut zum blindlings

(Nachdruck verboten.)

gehorchenden Sklaven erziehen und knechteten ihn mit ihrer elterlichen Autorität.

Aber Helmut war keine Anechtsnatur, er bäumte sich unter der duldenden Hand.

Sein Vater wollte ihn zum Nachfolger im Geschäft herankommen lassen. So wie er die Lederhandlung von seinem Vater übernommen hatte, so sollte sie Helmut einst von ihm vererbt bekommen. Ob er Lust und Neigung dazu hatte, ob es seinen Fähigkeiten entsprach, war fragte danach.

Und bei Helmut stand es fest, daß er nicht Lederhändler werden wollte. Sein feuriger Sinn strebte nach höheren Zielen. Aber niemand durfte er damit kommen. Er fand kein Verständnis bei seinen Eltern. Als er damals abreiste, um sein Jahr in Berlin abzudienen, dachte niemand daran, daß er nicht wieder heimkehren würde.

Nur er wußte es ganz genau. Nach Ablauf des Dienstjahres schrieb er nach Hause, daß er nicht Kaufmann werden, sondern studieren wolle. Er bat die Eltern herzlich, es ihm zu gestatten.

Darauf kam sein Vater eiligst nach Berlin, um seinen Sohn mit väterlicher Strenge zur Pflicht zurückzuführen. Dabei kam es zu einer erregten Szene, und Karl Rhodet wollte sich an seinem Sohn vergreifen. Leichenblau, mit blühenden Augen hatte Helmut des Vaters Hände gefaßt und wie in einem Schraubstock festgehalten. Mit leidenschaftlichem Zorn hatte er dem Vater ins Gesicht gesagt, wie er sich an ihm veründigt habe, wie er alles Gute und Edle durch seine sklavische Erziehung erstickt. Gleich zwei Gegnern standen sich Vater und Sohn gegenüber, aber überlegen konnte einer den anderen nicht. Als Karl Rhodet wieder heimkehrte, hatte er sich von seinem Sohne losgelöst — es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen. Helmut erhielt aber auch keinen Pfennig mehr von zu Hause. „Es sei denn, du kehrest reuevoll zurück und fügtest dich meinem Willen“, hatte Karl Rhodet zu seinem Sohn gesagt. Und dieser hatte ihm trotzig geantwortet: „So werde ich mich allein durchschlagen, zur Not kann ich hungern. Ich kehre nicht eher nach Hause zurück, bis ich etwas Tüchtiges geworden bin und mein Ziel erreicht habe.“

Seit der Zeit durfte Helmut's Name nicht mehr vor seinen Eltern genannt werden. Die kleine Käthe vermied ihn sehr — aber schließlich vergaß sie ihn auch. Kinder vergessen leicht.

Nur in ihre Träume klang manchmal ein frisches, warmes Lachen, dann fuhr sie empor und sah wild um sich.

Und oft zuckte es ihr in den Fingern, als müßte sie gleich Helmut Rhodet auf und davon gehen.

Je älter sie wurde, desto öfter dachte sie dann wieder an Helmut. Sie ahnte nun, was ihn hinausgetrieben hatte. Und Lina sagte manchmal abends, wenn Käthe in der Küche das Abendessen bereite:

„Ich möchte doch zu gern wissen, wie es unserm jungen Herrn geht.“ Aber das sagte sie ganz leise, damit es ja nicht durch die Tür zu den beiden alten Leuten drang. (Fortsetzung folgt.)

Der Weltkrieg in den Küsten.

Original Roman von Rudolf Morlin.

(44. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf der Höhe von Ports Down, fünf Kilometer nördlich von Portsmouth waren 1000 englische Drachensflieger um 3 Uhr nachmittags am 5. Juni aufgestellt, als die erste Nachricht von dem Aufstieg der deutschen Luftflotten durch Funkenspruch einkam. In den sogenannten South Downs zwischen Portsmouth und Brighton war ein zweites Tausend von englischen Drachensfliegern verteilt.

Als die deutschen Drachensflieger ihren Angriff auf Portsmouth eröffneten, sausten ihnen lange Reihen englischer Drachensflieger, die hoch über einander gestaffelt waren, entgegen. Mit der Front gegen die deutschen Angreifer gerichtet, sausten die fünf Kilometer langen Staffeln der englischen Drachensflieger heran. Wie Terrassen oder wie Spikreihen in einem Zirkus, so sahen die Angriffsreihen der englischen Drachensflieger aus. Die untersten Drachensflieger mochten in einer Höhe von fünfzig Metern, und die obersten in einer Höhe von 400 Metern sich befinden. Fünf solcher Schlachtreihen befanden sich übereinander. Es war für die deutschen Drachensflieger gar keine Möglichkeit vorhanden, dem Kampfe auszuweichen. Wären die Engländer nur in einer Schlachtlinie ihnen entgegengesaut, so hätten die deutschen Drachensflieger durch Höhensteigen oder Herabgehen kurz vor der Begegnung den aussichtsreichen Versuch machen können, einem Zusammenstoß auszuweichen. Aber bei der fünffachen Höhenstaffelung der englischen Drachensflieger war jeder Versuch, sie zu überfliegen oder nach unten zu auszuweichen, aussichtslos. Die deutschen Drachensflieger befanden sich, als sie der britischen ansichtig wurden in einer Höhe von 150 Metern. Der Versuch, die Engländer zu überfliegen, konnte gar nicht erst unternommen werden, da die oberste Reihe der Engländer in einer Höhe von 400 Metern heransteuerte.

Auch ein Ausbiegen nach links oder rechts war kaum möglich. Höchstens konnte der äußerste Flügel der deutschen Drachensflieger mit der Möglichkeit rechnen, dem feindlichen Anprall zu entgehen. Von seiten des Oberkommandos der deutschen Drachensflieger wurde aber eine Schwächung der deutschen Widerstandsfähigkeit nicht gewünscht und daher auch den Flügeln nicht die Erlaubnis zum Ausbiegen gegeben. Der Kommandant der deutschen Drachensflieger hätte vielleicht noch seine 500 Drachensflieger umwenden und schnell wieder nach dem Meere zurückführen können. Das aber entsprach nicht dem allgemeinen Befehle des Oberkommandos, der dahin ging, den Feind auf der ganzen Linie in ein Gefecht zu verwickeln.

So kam es denn gegen 5 Uhr direkt über dem inneren Hafen von Portsmouth und einem Teile der Stadt zu einem furchtbaren Zusammenstoß der beiden Abteilungen. Um gegenseitige Beschädigungen zu vermeiden, hatte der deutsche Kommandeur Major Freiherr von Freydebt in dem letzten Augenblick nochmals durch Funkenspruch angeordnet, daß alle deutschen Drachensflieger dieselbe Höhe von 150 Metern beibehalten sollten. In einer Entfernung von 300 Metern begannen die deutschen Drachensflieger ein furchtbares Feuer ihrer Maschinengewehre und ihrer Infanteriegeschütze gegen den Feind. Die englischen Drachensflieger antworteten sofort mit ihren Maschinengewehren. In Rücksicht auf die Stadt Portsmouth hatten sie das Feuern bis dahin unterlassen, denn jeder ihrer Schüsse mußte in Portsmouth oder dem Hafen niedergehen. Die Deutschen hatten ihre Schnellfeuer genau gegen die ihnen entgegenstehenden, in gleicher Höhe befindlichen Drachensflieger gerichtet. Hierdurch gelang es ihnen, in die englischen Luftterrassen eine Breche zu schlagen. Dieser Umstand allein ermöglichte es einem Teile der deutschen Drachensflieger, unbeschädigt aus dem Getümmel zu entkommen. Die meisten der deutschen Drachensflieger rannten aber gegen einen oder gar zwei der englischen Aeroplane an.

Aus der Stadt Portsmouth, wie von den deutschen Motorluftschiffen aus konnte man das großartige Schauspiel dieses Luftkampfes beobachten. Die ersten Zusammenstöße erfolgten in der Mitte, wo der deutsche Hauptmann von Broitzem befehligte. Eine Viertelminute später rannten die Luftmotore auch auf dem linken und rechten Flügel gegeneinander.

Hauptmann von Broitzem fuhr seiner Abteilung voraus. Sergeant Lippmann, sein Steuermann, galt für den gewandtesten Drachensfahrer des 2. Königl. Sächsischen Luftschiffer-Regiments. Und daß er dies war, hat Lippmann in diesen Minuten glänzend bewiesen. Eine Sekunde vor dem Anprall mit dem genau in gleicher Höhe herankommenden englischen Drachensflieger „Kent“ warf er das Höhensteuer in die Höhe und fuhr dem „Kent“ mit voller Wucht gegen die obere Kante der oberen Tragfläche. Mit einem Haken riß er die Tragfläche des „Kent“ auf, hatte in das Gewirr der Aluminiumdrähte des „Kent“ und riß ihn mit einem Ruck herartig aus dem Gleichgewicht, daß die obere Tragfläche des „Kent“ nach unten und der Motor nach oben stand. Wie ein schwerer Stein stürzte nun der englische Drachensflieger auf den Boden herab, während fast alle vier Insassen schon vorher den Boden erreichten und mit zerschmetterten Gliedern tot liegen blieben.

In diesem Augenblick wurden Hauptmann von Broitzem und Sergeant Lippmann von einzelnen Geschossen der Maschinengewehre englischer Drachensflieger, die über ihnen standen, nicht unerheblich verletzt. Gleichwohl wurde die Fahrt nicht aufgehalten, da der Gefreite Mische und der Luftschiffersoldat Braun die Bedienung des Höhensteuers und Seitensteuers sofort in tadelloser Weise übernahmen.

Die Mehrzahl der deutschen Drachensflieger dieser Abteilung wurde aber durch die an Zahl stärkere englische Luftflotte aus dem Gleichgewicht gebracht und niedergeworfen. Hunderte braver deutscher Luftschiffersoldaten stürzten in die Tiefe und blieben tot hier liegen.

Der deutsche Drachensfliegervorstoß war in der Hauptsache vereitelt. Von 500 Drachensfliegern waren 300 durch die Engländer zur Strecke gebracht. Allerdings waren von den 1000 englischen Drachensfliegern auch 250 in die Tiefe gestürzt.

Ähnlich war es den deutschen Drachensfliegern bei Brighton ergangen. Die geringen Reste der deutschen Drachensflieger, die bei Brighton und bei Portsmouth den Gorden der englischen Drachensflieger durchbrachen, hatten für den Angriff nur noch eine sehr geminderte Bedeutung. Man hätte den aeronautischen Vorstoß der Deutschen als abgeschlagen bezeichnen müssen, wenn nicht an beiden Stellen nunmehr die deutschen Motorballonflotten eintgeschritten wären.

Aus ihrer überlegenen Höhe von 1000 und 2000 Metern eröffneten die deutschen Aluminiumluftschiffe ein wohlgezieltes Feuer auf die englischen Drachensflieger, über die sie sich mit großer Genauigkeit setzten. Hunderte von englischen Drachensfliegern flatterten nun mit zerbrochenen Flügeln zu Boden. Die deutschen Motorballonflotten aber setzten ihren Flug in der Richtung nach Aldershot fort und vereinigten sich kurz vor Aldershot mit den versprengten Resten der deutschen Drachensfliegerabteilung.

Unmittelbar vor Aldershot wurden von den deutschen Aluminiumluftschiffen und Drachensfliegern insgesamt 2000 Mann gut ausgerüsteter Infanteristen gelandet. Ein Viertel der gesamten Motorluftfahrzeuge blieb bei ihnen zurück, um die Aufgabe der Kavallerie und Artillerie zu übernehmen. 300 Drachensflieger und 200 Aluminiumluftschiffe traten aber sofort den Rückweg an, um jenseits des Kanals, oder, wenn möglich, auf den Spezialschiffen der deutschen Kriegsmarine inmitten des Kanals ihren Munitionsvorrat zu ergänzen. Sie kamen mitten in die größte Seeschlacht hinein, welche der Kanal jemals gesehen hat, in die große Seeschlacht, durch die das stolze Inselvolk mit gewaltiger Kraftanstrengung und Entschlossenheit seine Freiheit verteidigte.

(Fortsetzung folgt.)

Promenade.

Sonntagnachmittag. Von Menschen
Wimmelt's auf der Promenade,
Ganze Herden von Familien
Wandeln die beliebten Pfade:
Vater, Mutter, Tochter, Sohn —
Freudlos, im Gewohnheitsfron.

Welch mechanisches Getriebe —
Ohne Lust und rechtes Leben!
Raum, daß nur ein Kindeslachen
Schüchtern wagt sich kundzugeben . . .
Selbst die Stunde, groß und klein,
Ordnen sich voll Anstand ein.

(Fl. Blttr.)

Georg Böttcher.

Rotipon.

Von Georg Rhenanus.

Deutsche Gründlichkeit zeigt sich am gründlichsten, wenn gelehrte Häuser Untersuchungen über trinkbaren Stoff anstellen. Ein in alten Schriften durstig nach Weisheit forschender Philister von sechzig oder achtzig Semestern vergehnsacht seine Gründlichkeit, wenn er beim Schmökern auf Spuren stößt, die zu beweisen scheinen, daß bereits der Indogermann mittels Met, Bier und Wein chronische Seligkeit erstrebt hat.

Gleichwohl ist die Preisfrage, ob Noah, weiland Besitzer ertragreicher Rebstöcke am Libanon, und Jthe, ehemals Aderbürger und erster Winger unter dem chinesischen Kaiser Yu, Weiß- und Schilddwein oder Rotipon bevorzugt haben, noch ebenso unentschieden wie die andere, ob in den vom schlauen Perser Zemischend mit „Gist“ etikettierten und trotzdem von seiner bleichen Gattin heimlich ausgetrunkenen Weinschläuchen Rotipon oder weißer Ispahaner gewesen sei. Vorläufig haben die Gelehrten, unter ihnen der berühmte August Kopisch, nur erforcht, daß

Noah trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr,

daß Herr Jthe wegen Verführung seiner Mitbürger zum Aneipen auf Befehl des Kaisers Yu anno 2207 abto Christum natum die ganze Wingerie an den Nagel gehängt hat, und daß Herr Zemischend seine nicht mehr bleiche, sondern bis zur äußersten Nasenspitze Hölz erröthete Gattin ohne Familienfandal begnadigt, seine Schläuche neu gefüllt und seinen täglichen Hanstrank wegen guter Bekömmlichkeit des Weines verdoppelt hat.

Eine andere wichtige Preisfrage wendet sich nicht an die Historiker, sondern an die Etymologen. Sie lautet: Wie ist das Wort „Rotipon“ oder „Rotipohn“ entstanden? Eigentlich ist die Frage schon gelöst, aber grundgelehrten Leuten ist diese Lösung zu einfach, denn es fehlen dabei Sinesisch, Sanskrit, Hieratisch, Demotisch, Aramäisch, Griechisch, Lateinisch, Koptisch, Arabisch, Syrisch, Persisch und ein Schod schwieriger Dialekte. Da zu befürchten ist, daß solche Gelehrsamkeit so gelehrt ist, daß sie niemand versteht, so ist es das Beste, auf den ganzen gelehrten Zaubers zu verzichten und sich mit dem einfachen Menschenverstande zu begnügen.

Das niederdeutsche Wort Spohn ist identisch mit dem oberdeutschen Span und deutet auf Holz hin, aber auf Brettartig zugereichtes Holz. In der Heraldik ist Span gleich Schindel. Schindeln sind bekanntlich dachziegelartig geschnittene Holzplatten zum Dachdecken und Bekleiden von Mauern an der Wetterseite. Danach wird eine Teilung des Wappenschildes in längliche Vierecke als „geschindelt“ bezeichnet. In der christlichen Pöbelerei ist das Wort Span oder Spohn auf die Dauben und Lurzerhand auf das ganze Faß oder den aus Brettlein gefertigten Zuber übertragen worden. Mit solchen Uebertragungen sind ja die Leute der guten alten Zeit schnell bei der Hand gewesen. So wurde auch in gewissen Gegenden von „Spomwein“ geredet. Man bezeichnete damit neuen Wein, der aus dem Gärfaß oder Zuber noch nicht abgelassen war. Und wenn es im vierten Poem der 1534 erschienenen „Neutlerliedlin“ beim sehr begreiflichen Rühmen ausgezeichneten Rheimweinsorten wörtlich heißt:

„Spomwein ist gut, macht Freud und Mut“,

so ist darunter unser jugendlicher Freund „Rosi“ zu verstehen. Wie weit das Uebertragen ging, beweist die Tatsache, daß man an manchen Orten sogar die Weinsteuer, die beim amtlichen Schließen oder Verspannen des Faßes erhoben wurde, schlankwegs „Span“ nannte. Ein hübsches Beispiel dieser Art bietet eine Verordnung der Stadt Ulm vom Jahre 1509. Sie lautet: „Ayn jeder Amptmann, der hat den Wirten sins Ampts verspanen will, soll allweg

zwen des Gerichts zu ihm beruffen, und allein on Richter Item Span von d'hainem Wirt nehmen.“ Es kann also nicht befremden, wenn auch das Wort „Rotipon“ aufgefunden ist, und zwar zur Benennung von Fässern mit Rotwein und schließlich des Rotweins selber.

Angeblieh soll der Ausdruck „Rotipohn“ von Mecklenburg her verbreitet worden sein — zur besonderen Bezeichnung des Rotweins vom Faße, wie er von Frankreich her zu Schiff kommt. Statt Mecklenburg wird man gut tun, Lübeck zu setzen, denn die alte Hansestadt hat den Import französischer Rotweine schon im Mittelalter in schwungvollster Weise betrieben — wie schwungvoll, geht daraus hervor, daß Sebastian Frank von „Wörd“ für das viele Aneipen der Deutschen geradezu den französischen Rotwein verantwortlich macht, denn 1533 ließ der zornentflammte Mann die treffliche Schrift los: „Von dem gewöhnlichen laster der trunkenheit, so in diesen letzten zeiten erst schier mit den Frankosen auff kamen; was füllerei sauffen un zutrinken für jammer un unrath etc. anricht.“

Eine andere Erklärung für die Entstehung des Wortes „Rotipohn“ geht ebenfalls von „Span“ aus. Sie lautet etwa so: „Aus Spannen wurden und werden noch heute zum Beispiel in Italien Körbe für Weinflaschen gefertigt. Zu Zeiten, als das Annoncieren in den Zeitungen noch nicht bekannt war — also wohl lange vor Rudolf Mosse und August Scherl — setzten die Wirte, um ihren Kunden vom Eintreffen eines neuen Faßes Wein frohe Botschaft zu geben, einen Span-, Spon-Korb vor die Tür ihres Gasthauses. War der Korb rot angestrichen, so kam Rotwein — Rotipon zum Ausschank. Auch die Abstufung dieser Farbe hatte ihre Bedeutung: War der Korb hellrot lackiert, so war es noch junger Wein, und je dunkler die Farbe war, desto älter war der Wein.“ Ehrlich gestanden, diese koloristische Beweisführung hat von der koloristischen Kraft Litzians zu wenig an sich, um einen ungläubigen Thomas zu überzeugen. Die Identifizierung von Span und Spohn mit Weinsfaß ist doch viel glaubhafter, weil direkt nachweisbar. Und demgemäß verdient die erste Erklärung den Vorzug.

Tot capita tot sensus Weiter sind noch Leute aufgetreten, die kühn behaupten, daß Rotipon mit den französischen Rotweinen nichts zu tun habe, vielmehr auf das im Nahe-Distrikt gelegene Dorf Sponheim, Kreis Kreuznach, zurückzuführen sei. Dort sei früher mehr Rot- als Weißwein gebaut worden. Da man in jenen Tagen Abkürzungen sehr geliebt habe, so hätten fidele Zechbrüder, Wirte und Handelsleute den roten Sponheimer einfach „Rotipon“ genannt

Die Geschichte klingt sehr plausibel, zumal es Tatsache ist, daß im Rheingau und in dessen Nachbarschaft früher bedeutend mehr Rotwein gezogen wurde als jetzt, wo der Weißwein, und zwar der aus der Rieslingsrebe, in den ausschlaggebenden Distrikten die Vorherrschaft hat. Aber leider ist der Rotwein in jener Gegend niemals mit „Rotipon“, sondern mit „Frensch-Wein“ bezeichnet worden, entsprechend dem in lateinischen Urkunden vorkommenden Namen „Vinum Francicum“. Lange Zeit war man im Zweifel, ob die mittelalterlichen Herrschaften mit dem Frensch-Wein und Vinum Francicum wirklich Rotwein gemeint hätten. Die Zweifel wurden erst zerstreut, als sich zu einer lateinischen Urkunde vom Jahre 1438 die später aufgestellte deutsche Uebersetzung fand. Es waren die die Worte: „Duo planstra et unum planstrum Vini Franciei“ Klipp und Klar wiedergegeben mit: „Zwei Fuder weißen Weins und ein Fuder roten Weins“. Und die Bezeichnung Vinum Francicum oder Frensch-Wein hat ihren guten Grund gehabt, denn sie deutet an, daß die Rebe für den Rotwein nicht die aus unserem heimischen Weinbau stammende Rieslingsrebe, sondern ein ausländischer Fremdling war, also das, was jetzt „Spätburgunderrebe“ und „Giebner“ genannt wird. gerät man in die Brüche. Auch der Hinweis auf den Spomwein gerät man in die Brüche. Auch der Hinweis auf den Spomwein im vierten Poem der „Neutlerliedlin“ vom Jahre 1534 hilft nichts, denn daß mit dem nur Rosi gemeint war, steht bombenfest.

Eher wäre noch die Erklärung möglich, daß „Rotipon“ als spöttische Bezeichnung für solche Weine galt, die die Winger mit Hilfe von Aschelpänen, die in feurigen Wein getaucht waren, geklärt und gefärbt hatten. Das Pantischen und Färben des Weines an sich ist ja schon seit frühmittelalterlicher Zeit so fleißig geübt worden, daß dagegen die modernen Pantischer als die reinsten Waisenknaaben erscheinen. Es spielten da Waidache, Senf, Rapssamen, Sped, Ton, Wasser, Milch, später auch Branntwein und allerlei andere Mitteln eine Rolle, hatte doch jeder dieser Weinalchymisten den Drang, Tropfen für Tropfen zu Gold zu kristallisieren. Ohne Gewissenskrüpel bedienten sich nichtswürdige Gefellen zur Verfälschung saueren Weines sogar des Giftes Rithargyrum, der Bleiglätte, damals „Silberglätt“ genannt. Man

lese nur die sehr selten gewordene Schrift des Dr. Eberhard Godel, Hochfürstl. Württembergisch. Leibarzt und Physikus der Reichsfreien Stadt Ulm, die 1697 erschienen ist und den fürchterlichen Titel trägt: „Eine curiose Beschreibung des anno 1694, 95 und 96 durch das Silbergletsch verurtheilten sauren Weins und der davon entstandenen neuen und vormals unerhörten Wein-Krankheit, welche in Städten, Klöstern und Schlössern, auch hin und wieder auf dem Land viel grausame Symptomata nach sich gezogen, wodurch viele hohe und niedere Standespersonen entweder lange Zeit heftig angefochten worden, oder gar das Leben eingebüßt haben.“ Natürlich hat sich der würdige Godel über die elenden Kerle, die mit dem Leben aller kneipfrohen Mönche, Medici, Bürger, Ritter und Bauern so freventlich gespielt, hüllisch erboht.

Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und so läßt sich mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Ungarn, Italien, Spanien, Portugal und England flott geschmiert wurde. Den Engländern, die sich immer sehr ehrbar stellen, wird ein böses Zeugnis ausgestellt in einem 1738 unter den Initialen „P. G. v. A.“ bei Johann Andreas Müdiger in Berlin herausgegebenen Buche, das betitelt ist: „Lehrreiche Nachrichten für einen Reisenden in verschiedenen europäischen Staaten“. Da heißt es: „Hier in Sacavin (Portugal) färben die Engländer die Portugiesischen Weine mit Brasilien-Holz, davon sie Stücken in Fässer werfen, daß sie (die Weine) schwarz werden sollen. Dieses Brasilien-Holz gibt auch den portugies. Weinen den üblen Nachgeschmack. Dieser Wein, ob weißer oder roter, ist von Natur leicht und unschädlich. Die böse Eigenschaft, so er an sich hat, kommt von der Engländer Brauerei her, welche einen Ekel vor allem unvermischten Getränke haben. Ich rede hier von gemeinen Engländern.“ Also Kriffe und Pfiffe im damaligen Weingeschäft überall!

Offenbar haben die braven Engländer den portugiesischen Wein mit dem in der Färberei vielbenutzten rotbraunen Holze der in Brasilien und Ostindien heimischen Caesalpinia nur zu dem Zweck tiefrot gefärbt, um ihn besser an den Mann zu bringen, denn roth dunkler Rotwein entsprach der im 16. und 17. Jahrhundert in England, Holland und Deutschland herrschenden Geschmacksrichtung. Die Franzosen werden ihrem zum Export bestimmten Bordeaux in der Farbe ebenfalls mit Brasilienholz nachgeholfen haben. In der Eile des Geschäfts mögen die ehrenwerten Herren manchen Span im Wein zurückgelassen haben. Zog dann der deutsche Käufer an der Waferkante zu seiner Ueberaschung einen roten Span aus dem Fasse heraus, so hat er zweifelsohne auf die gerissenen Engländer und Franzosen weiblich geschlucht und gewettert. Möglich, daß infolge häufigen Vorkommens solcher roten Späne der Wein selbst spöttisch mit dem Spitznamen „Rotzspohn“ bedacht worden ist. Und diese Lösung der Preisfrage wäre sicherlich jener mit dem rot lackierten Span-Spohn-Korb vorzuziehen.

Ob nach diesen Darlegungen die Mitglieder des deutschen Vereins der Rotzspohn-Freunde bezüglich des Autors wie die Medizimänner in Molieres Eingebildetem Kranken unisono rufen werden: „Wohl und gelehrt, er ist es wert, daß er wie eine Säule steh in unserm weisen corpore“, und ihn zu ihrem Ehrenpräsidenten ernennen werden, ist billig zu bezweifeln, und das „tot capita, tot sensus“ sieht gerade dem Deutschen zu sehr im Wege. Gewiß, Ruhm ist ein angenehmer Nittel, aber eine gelassene Seele gibt einer bestaubten Flasche 1875er Chateau Latour zu 28 M oder einer Flasche 1866er Chateau Lafite zu 25 M den Vorzug. Diese französischen Schlossabzüge sind gewissermaßen die Imperatoren des Rotzspohns, was aber nicht hindert, daß auch die jüngeren Jahrgänge des Bordeaux und Burgunders die Reife höchst angenehm und gefällig befeuchten. So läßt sich schon von den Hochgewachsen des 1906er Jahrganges, die von großer Feinesse sind und hervorragendes Bouquet bei genügender Reife besitzen, ein Genuß gewinnen, der das Ehrenpräsidium im vorgenannten Verein vollkommen wett macht. Doch allzu tief in diesen Bordeaux und Burgunder hinabzusteigen, ist nicht ratsam, weil der verschiedenen Marken eine Legion ist und manche eine außerordentlich benebelnde Kraft besitzen.

Der gewaltige Verbrauch an Bordeaux und Burgunder in Deutschland ist politisch nicht ohne Bedeutung — er beweist schlagend, daß die Phrase, der Deutsche haße in dem Franzosen den Erbfeind, chauvinistischer Unsinn ist. Im Gegenteil, wir lieben solche roten Franzosen, wenn sie billig und rein sind, von ganzem Herzen. Ueberhaupt ist unser Kosmopolitismus enorm, denn wir trinken in ewigem Durst neben Bordeaux und Burgunder mit ebenfölicher Verehrung noch recht bedeutende Quantitäten portugiesischer, spanischer, italienischer und ungarischer Rotweine, insbesondere Portwein, Tintillo de Rota, Capri Rosso, Amrena Rosso und den feinen Meneschker Ausbruch.

Es versteht sich von selbst, daß ein durstiger Deutscher sich auch ans Vaterland, ans teure, anschließt, und zwar am liebsten in der Weise, daß er eifrig den heimischen Rotweinen huldigt. Er erklärt am nie verwaissten Stammtisch mit Stolz, daß unser roter Ahmannshäuser, geliefert von der Späburgunderrebe, in guten Jahren mit dem besten Burgunder rivalisiert. Die Ergebnisse der im verfloffenen Mai zu Rildesheim stattgehabten Versteigerung geben dem Stammtischhüpfing recht, denn die Agl. Domäne erzielte für 1200 Liter Ahmannshäuser, Jahrgang 1904, nicht weniger als 5680 M. Nicht minder trefflich ist der Ober-Jingelheimer, der Stolz der trinkgewaltigen Hessen. Auch die Rotweine von Camp, Osterpai, Gorchheim und diejenigen der Ringer Gegend seien als süßige Kinder des sogenannten Rheintales nicht vergessen. Und weiter die weithin bekannten, wie Rubin funkelnden Rotweine vom Schieferboden an der Ahr, insbesondere der brillante Walporzheimer und der Hhrweiler, ebenfalls Gewächs der Späburgunderrebe. Wer noch nicht genug hat, ziehe ins Land der Badener, um die vorzüglichen Ortenauer und Affenthaler Rotweine zu „proben“, oder gar nach Württemberg Esch und Rothringen, wo gleichfalls gute rote Gesellen gedeihen und besonders die süßigen, lothringischen Tischweine sich als herrliches Labial für durstige Männerkehlen erweisen. Doch genug der verlockenden Aussblicke, denn es könnten sonst die Bierbrauer und Bierphilister, die mit heiliger Inbrunst den Schlachtgesang singen:

Das edelste Getränke ist doch das braune Bier,
Der schönste Ort die Schenke, wo man's kredenzt mir — —
allzu sehr in den Harnisch geraten.

Schließen wir mit der Ermahnung an die verehrten Hausfrauen: Gehet hin und laßt beim Diner oder Souper den Rotzspohn nicht in nordpolartischer Kälte, sondern in der angenehmen Temperatur von 12 bis 14 Grad R. über Null servieren, denn frostiger Rotzspohn ist noch ungenießbarer als eine frostige Schöne!

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 106.

Wortspiel-Rätsel:

a. Weiber, Wolle, Bern, Aker, Hain, Main, Ostern, Helm, Alpen.

b. Reiber, Welle, Betn, Aker, Hahn, Mais, Ottern, Halm, Algen, Reichstag.

Gleichklang:

Anstand.

Bilderrätsel:

Mausoleum:

Wichtige Lösungen schicken ein: Frh Koller-Wiesbaden, — H. Alter-Wiesbaden. — K. Drechsler-Wiesbaden. — W. Neuhardt-Wiesbaden. — Frh Stenner-Wiesbaden. — Ph. Kraus-Wiesbaden. — Soph. Reichler-Wiesbaden. — Frieda Schwarzkopf-Wiesbaden. — Mr. Bauer-Biebrich. — Wilh. Schneider-Biebrich.

Zahlenrätsel.

1 2 2 3 4 — 1 5 6 — 2 7 8 3 9 — 10 1 11 — 4 3 13 9 3 —
14 3 13 11

Schlüssel: 1 2 11 1 7 geweihter Ort; 2 7 8 3 Planet; 2 8 5 1 7 8 Vorname; 14 13 9 9 Metall; 7 10 3 13 9 deutscher Fluß
3 2 6 3 9 Märchengestalten.

Wortspiel:

Es sind 11 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem dieser Wörter ist durch Umwandlung eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die hierbei neu eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen den Namen eines deutschen Dramendichters ergeben.

- | a | b |
|----------------------------------|---------------------|
| 1. Schmachhafte Frucht | Musikinstrument. |
| 2. Luftströmung | Haustier. |
| 3. Himmelskörper | Mineral. |
| 4. Singvogel | Längemaß. |
| 5. Männlicher Vorname | Raubvogel. |
| 6. Brennstoff | Gefäß. |
| 7. Tagesherrscherin | Insekt. |
| 8. Ruhpflanze | alter Gott. |
| 9. Gestalt der griechischen Sage | innerer Körperteil. |
| 10. Pflanzenteil | Kopfbedeckung. |
| 11. Zauberei | weiblicher Vorname. |

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Grobes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Schöps in Wiesbaden.